

Ueber Schlauchflöße, eine Neuanwendung aus alter Zeit. Bekanntlich diente der R. R. J. u. a. Dieser Tage wurde mitgeteilt, daß das Plonier-Battillon von Rang (sowasendburgisches) Nr. 3 auf dem Westufer ein originelles Mäander ausgeführt habe, bei welchem es sich, um das Ueberleben nach dem gegenüberliegenden Ufer des Sees vermittelt eines aus zusammengebundenen Drillschloten u. v. hergestellten Flößes und um Ueberführung in leichten Bionierbooten, die aus einem mit Segeltuch überzogenen Eisenblech bestanden, gebandelt habe. Es ist dies ein Mäander, das sich an die Uebungen anschließt, welche die Ploniere bereits im J. 3 bei Mainz, wo die Flöße auf dem Rhein mit Anwendung von Schläufen hergestellt wurden, vorgenommen haben. So originell uns auch diese Methode erscheinen mögen, so haben die Schlauchflöße (und um diese handelt es sich auch bei Anwendung von Drillschloten) bereits im hohen Alterthum ihren Vorkang; ja auch noch heututage kommen dieselben im Orient, insbesondere auf dem Euphrat und Tigris vor, wie dies auch unser großer Straatege Graf Wolke in seinen Schriften mittheilt, der 1838 eine solche Fahrt auf dem Tigris selbst mitgemacht hat. Wolke bemerkt hierbei, daß diese Flößfabriken noch ganz so konstruirt seien wie zu des Cyrus Zeit. In der That verhielt sich Aemophilus hierbei und ersahnt sich, daß ihm bei dem Schluß der Schlußarbeiten die Ueberfahrt über den Tigris auf Schlauchflößen angeboten worden sei, daß diese Fahrt indessen von den Führern, wenn auch sehr freundlich anerkannt, doch als gefährlich und unausführbar abgelehnt worden wäre. Ueber bereits Herodot (450 v. Chr.) erwähnt hierüber folgendes: „Im Lande der Armenier, welches oberhalb Assyrien liegt, werden Weiden abgeerntet und daraus die Rippen gefertigt, dann spannt man Felle darüber zur Bedeckung von außen, gleichsam als einen Boden, und macht, ohne Hintertheil und Schiffschwabel, alles ganz nach wie einen Bald, fällt es dann ein Schiffsrohr und legt darauf das mit Weiden behaltene Holzgitter den Flößschiffen. Die größten von diesen flößartigen können eine Last von 6000 Talenten tragen. Auf jedem flößartigen wird ein lebender Fiel mitgenommen, den größten flößartigen werden auch mehrere Fiel mitgegeben. Wenn die Sandelsteine nun auf ihrer Fahrt nach Babylon gekommen sind und ihre Ladung ausgelegt haben, bieten sie die Rippen des Schiffes und ein Schiffsrohr öffentlich zum Verkauf an, die Felle aber laden sie auf die Fiel und ziehen wieder heim nach Armenien. Denn wegen des reisenden Trabes ist es nicht möglich, auf irgend eine Weise unmanntliche zu beschaffen; deswegen machen sie auch die flößartigen nicht aus Holz, sondern aus Fellen.“ Solche flößartigen, wie sie hier beschrieben werden, erziehen auf asiatischen Dornbäumen abgetrieben. Statt der Felle, die man beifus Herstellung des Flößbodens um die Weidenrippen und das aufstehende Schiffsrohr spannte und dann wohl zusammenmählte, nimmt man heututage jedoch von vornherein schon fertige Schläuche, welche die Eingeborenen an der Küste Arabiens entweder auflösen oder mit leichtem Material, wie getrocknetem Gras, Schilf u. dergl. füllen, anzuhängen und dann aneinander schweben. Die Schläuche werden hiermit mit Reifchen, Brettern u. dergl. belegt. Plinius schreibt diese Erfindung dem König Erubros zu und bemerkt, daß die Araber von den Inseln aus an der Küste auf mit Doppelschläuchen und einer darauf gelegten Brücke gebildeten Flößen dahin fahren und Seeräuberei betreiben. Plinius erwähnt auch noch, daß die Troglodyten (welche an der ostafrikanischen Küste ihre Wohnsitze hatten) durch weite Meere auf Schlauchflößen ohne Steuer, ohne Ruder und ohne Segel, am Anfang des Winters, wenn der Südost am meisten weht, mit ihren Kindern ausfahren, um nach Arabien überzufliegen. Auch Strabo erzählt, wie die Bewohner von Sabä in Arabien nach Aethiopien auf Flößen von Häuten durch die Meere gefahren seien.

Ueber Temperatur-Angaben in Afrika schreibt Gerhard Bohls in der „Wdt. Zig.“: Man hört in der letzten Zeit so viel von hohen Temperaturen, daß ich hier einige der von mir in Afrika erlebten höchsten Temperaturen mittheilen werde. Dieselben haben insofern Interesse, weil es nicht Ausnahme-Temperaturen sind, sondern sich in jedem Jahre um die gleiche Zeit wiederholen dürften. In Karas am Ueb-Saurra beobachtete ich am 31. Juli 1884 im Schatten 41° C., ein der Sonne ausgelegtes Thermometer zeigte 63° nachmittags; ebenfalls zeigte am 2. Aug. desselben Jahres die Zimmerwärme 41°. Das Wasser in der Sauro (ein ausfließender Wasserlauf) zeigte 24° und in der Sonne das Thermometer 70°. In Marxia in Tuat zeigte am 9. Aug. 1884 das Thermometer im Zimmer 34°, der Sonne ausgelegt 63°. In Kaur zeigte das Thermometer fast den ganzen Tag zwischen +40 und 50° im Schatten, und die Sonnenstrahlen hatten eine so intensive Macht, daß eine Stearinleuchte, die man vergeblich fortzuführen, nach einigen Stunden bis auf den Noth zusammengeschmolzen war. Nachmittags wies ein in den Sand gestelltes Thermometer 68°, der Sonne ausgelegt 74° und im Schatten 43° auf. In

Rehabo bemerkte ich am 15. Aug. 1879 3 Uhr nachmittags 40,2° C. und am 1. Juni 1879 zwischen Kara und Gedabia um dieselbe Zeit 41°. Das Wasser des B. i. d. i. d. e. r. e. s. hat immer Bodenwärme-Temperatur + 29°. Wörtlich von Marjauad in einer Entfernung von etwa 120 km war am 16. Nov. 1880 vor Sonnenanfang bei + 28° Lufttemperatur die des Seewassers + 29°. Wie antretend für Kühle und Heizer eine Fahrt auf dem Nothen Meere ist, wird durch folgende Angaben klargestellt: Am 16. Nov. 1880 betrug vor Sonnenanfang die Temperatur in der Küche des Dampfers + 40°. Am selben Tage um 7 Uhr morgens war im Vorkam zur Maschinen-Abtheilung die Luft 35° warm, näher am Kessel + 45° und vor dem Heizkamm, wo geheizt wird, + 56° noth. Dampfer und Kessel hatten im Vorkam um dieselbe Zeit die gleiche Temperatur von 29°. Um 9 Uhr nachmittags war aber die Luft schon + 30,5° und um diese Zeit arbeitete man in der Küche bei 32°. Was würde aber ein Wäandner dazu sagen, wenn man ihm 26° warmes Bier vorsetzen wollte? Bis auf diese Temperatur gelang es unser Flößentier herabzulassen durch Umwidlung von feuchten Tüchern und Hin- und Herbewegen in nassen Säden, bei einer Wassertemperatur von 30° oder mehr, in Wasserbad, und es kam die durch diesen geringen Temperatur-Unterschied wie vollkommen abgekühltes Bier. Und doch kann man in hohe Hühner, heißer als 37,5°, also die Blutwärme des Menschen, ertragen, weil durch die Ausblutung der Haut diese auf einer befähigten Kühle erhalten wird, die man auf 25°, auch wohl bei ganz hohen Temperaturen von über 60° auf 30° bemessen kann.

Das die Eingeborenen Arabiens nicht viel Umstände machen, wenn einige Tiger, Panther u. v. in oder in der Nähe ihrer Wohnungen sich zeigen, beweist folgender Vorkall, welcher der „N. B.“ aus Indien berichtet wird. Ein Panther-Bar hat sich in der Nähe des Dorfes Abdypore niedergelassen, und nachdem es sich überzeugt, daß es von den Eingeborenen hier nichts zu befürchten habe, ließ es sich auch bei Tage sehen. Die Eingeborenen fanden diese Art vorzüglich sehr lästig; denn es wagt sein Tag, ohne daß die Panther-Heerde sich ein Stück Weg, in der Gegend eines Oasen oder einer Kahl, quäle. Die Eingeborenen legten die Hände in den Schoß; denn im ganzen Dorfe war keine Schutzwehr vorzufinden (die Eingeborenen in Indien dürfen keine Schutzwehren führen). Die Panther wurden dreifach, kamen eines Tages ins Dorf und holten sich ein Kind weg. Jetzt war es den Dorfbewohnern zu arg und sie beschloßen, die ungeliebten Gäste zu vertreiben. Ein Fischer wurde gewählt, ein gewisser Marvo, der für die Kahl einen Mann im Dorfe; dieser machte sich ein halbes Dutzend Männer aus, und nun wurde den Panther den Krieg auf Leben und Tod erklärt. Schon andern Tages hatten die Panther einen fetten Esel als Mittagstische erobert. Als sie diesen zum Theil ausgebeut, gab sich der Herr Panther vblegmatisch, nicht weit davon, zu einem Fußplätzen, um ein Schläuchen zu machen; doch wurde er umsonst ausgebeut. Die sieben Eingeborenen hatten sich, als der Panther eingeschlichen war, herangehalten und ihn umstellt: Alle waren mit wichtigen Knütteln bewaffnet. Marvo hatte kein Knüttel jetzt auf den Kopf des Panthers niederschmettern; dieser erachte sofort, war jedoch schon etwas bedrückt, und die er nach recht zur Bestimmung kam, kauften die Knütteliebe von allen Seiten so wichtig auf seinen Schmel, daß er nach kurzen Verweilen zur Gegenwehr todt niederfiel. Jetzt wurde die Madame Panther gesucht; doch diese war verschwunden und hat sich nicht wieder sehen lassen. Der Panther mußte nun sein Fell abgeben, welches dem Prinzen Samajungji — diesem gehört das Dorf — geschenkt wurde.

Beim zweiten oberpfälzischen Bundeschießen in Stadt a. m. b. f. an der Spitze eines Amberg in der Zeit, als er 33 Schiffe abgab, 35 Glas Bier, und ein andres aus Nürnberg 1808 36 mal und trank dazu 45 Glas Bier. Selbst in diesen gemeinsamen Anstellungen wollen solche Leistungen etwas besagen. Leider fehlt in der Mittheilung eine Angabe darüber, wieviel Wasser unter den Schiffen gewesen sein mögen.

Bodenstedt hat dieser Tage als „Meisenz“ eines Heiraths-lustigen dienen müssen. In vergeblichen Bestrebungen fand sich nämlich folgendes „Vertragsstück“: „Dort, Maria Jwanag, talentvoller Dichter mit Kramerschen, darunter auch, welche von v. Bodenstedt, wünscht mit getreideter und vermögender junger Dame in brieflichen Gebanenaustausch zu treten.“

Charakter-Gleichheit. „Was haben Sie immer nur mit Ihrer Frau zu freiten?“ „Ja! ja! Das kommt einfach davon, weil wir beide ganz denselben Charakter haben.“ „Wie das?“ „Nun, sie will kommandiren, und ich auch.“

Er weiß es. „Sag, Vaterlein, was heißt auf den Witten-farten das p. l.?“ „Vero“ ich dir sagen, mein Sohn; das heißt: persönlich fernbedeut.“

Unterhaltungsblatt der Gaale-Beitung.

Nr. 200.

Galle a. d. S., Sonnabend den 27. August

1892.

[17]

Ein Ehrenwort.

Roman von E. Gaidgen.

Als eines Tages Trautmann Gelegenheit genommen hatte, Ostar von Trubns Lage zu besprechen, hatte Fides in geradezu herzloser Weise über den Gedanken sich lustig gemacht, ein junger Offizier könne an Liebe und Heirath denken wollen.

„Nebsten und Courmachen ist doch das Höchste, was ein Sechsbreitennant sich selbst zugestehen darf!“ höhnte sie. „Steht dem Ostar von Trubn sagt sich das auch; um so mehr, als er den Dienst quittiren und sich mit jeder Civilstelle begnügen will, die ihm möglich macht, seinen Lebensunterhalt zu fristen.“

„Er ist eben ein braver Charakter — ein Mann von Herz und Gemüth!“ hatte Trautmann, verlegt in Ostars Seele, geantwortet.

„Das ist wahr!“ hörte er sie neben sich leise sagen, und als er sich schnell nach ihr umwandte, ganz unwillkürlich, weil so überrascht von ihrem Tone, war sie schon aufgestanden und ging hinaus, um hernach, als man sie zum Thee rief, blaß und herabgestimmt wieder zu erscheinen. Trautmann glaubte zu sehen, daß sie geweint hatte, — das reizte ihn nun wieder bitter gegen sie, und für mehrere Tage blieb er dann fort.

Diese wechselnden Stimmungen hielten an: — „es sei gar nicht mehr so hübsch, wie im Anfang,“ sagte die Frau Oberförster.

Während so die Villa abgesehen blieb, als habe sie keine Bewohner, während die kleinen Diners und Theeabende bei der Prinzess ihren Fortgang nahmen und die Familien des Städtchens sich untereinander in glühender Eiferung um jede etwaige Begegnung durch eine Einladung oder eine etwas längere Unterhaltung beneideten, sich in aller Stille und Freimüthigkeit besahen, sich Bitterkeiten sagten oder in Nordpolarität Front gegen einander machten, flirrten die Klaffen in nie ererbter schneller Weichenfolge.

Denn, welcher Reichtum von Stoff bot sich den Kaffeetanten! Welche Beobachtungen hatte diese und jene gemacht! Wie drängte es die mit irgend einer prinzipiellen Anekdote oder Fabel Begnadeten, ihre Freunde und Gemüthsbildner, in aller Bescheidenheit und ohne Prahlerei die lieben Fremdbinnen wissen zu lassen.

Die Toiletten der Prinzess, ihr Kleiderknecht, ihre Friseur und Manieren, bis herab auf ihre Nädelnägeln waren ein Gegenstand des lebhaftesten Interesses; Gräfin Gerbersdorff hatte die Supperintendantin beinaht, das trag der Gelehrten ein halbes Dutzend Bouquets und Körbe voll der schönsten Früchte ein; denn der Erfolg zehlt neue Erfolge nach sich.

Von den Trubns sprach man nur in Tönen tiefer Theilnahme; natürlich war der Geheimniß Hypochonder und sogar etwas geizig gewesen, natürlich hatte er alle seine Bücher in musterhafter Ordnung. Die Augen führten bei solchen Besichtigungen dann ihre eigene, geheimniß- und verständnißvolle Sprache; das Trubns eigene Finanzlage eine trostlose sei, langente ja auch „da oben“ niemand, und was gab es erst zu flüstern, als die Altküchlerin Scabich abends in der Dämmerung hier und da zu den Danten kam und schöne glänzende Tischgedecke mit ausgetrennten Namen zum Verlaufe ausbot, oder silberne Teller, Goldschmuck, darunter ein breites Armband von eigentümlicher Arbeit mit unerkanntem Charakteren und Zeichen!

Die Scabich gestand ein, daß sie versprochen habe, die Sachen nach der Heirath zu verkaufen, aber wenn die werthen Danten nur ein wenig rücksichtsvoll sein und die Sachen nichtogleich zeigen wollten, konnte sie ihnen ja den schönsten Kauf offeriren, als der Heirathsgedanken gönne. Und die Scabich wußte außerdem, daß „ihre“ Danten ihr gern mehr zahlten, um der Interessenhaftigkeit willen.

Aber nicht nur vulgäre Neu- und Habgier spielte hier eine Rolle; es gab im Grunde dann eine dieser Frauen, die nicht von ganzem Herzen den Unglücklichen gelassen hätte, zuerst bei

armen gedehmlichstigen Ulla von Trubn, die sich ihnen stets so fern gehalten hatte. Sie waren wirklich nicht gebäßig, — ihre kleinen Bosheiten reizten nur die Haut, sie sollten es wenigstens nur; — eine Jede wäre entriestet gewesen, wenn man ihr böse Absicht schuld gegeben hätte.

Ganz wie es mit den Trubns's gehalten wurde, ging es in Bezug auf Witzgel.

Man redete nicht mehr von dem „Kunstreiter“ in dem Tone der Entrüstung, der im Anfang scharf hervortrat, denn der Landrath hatte ganz recht, es war eine Rücksichtslosigkeit gegen die Gesellschaft gewesen, diese fatale Thatgabe öffentlich herauszuweisen, aber man spürte um so eifriger nach all diesen kleinen Einzelheiten, die sich als ein Beweis dafür bemerken ließen, und wärmte vor allem ein Gerächte wieder auf, welches Witzgel's Moralität stark angriff.

Trautmann hörte nichts hiervon und kümmernte sich schon längst nicht mehr um das Gerede.

So verging die Zeit.

Prinzess Mathilde blühte wie eine Rose; sie war wirklich verjüngt, strahlte vor innerer Befriedigung und bevorzugte Trautmann zu des Landraths großen heimlichen Mergern nach wie vor.

Aber, was der Erstere heimlich beschränkte, daß nämlich diese Auszeichnung nur der vorausbezahlte Preis für einen neuen ostrobröten Dienst als verschwiegenem Vertreter in ihrer heimlichen Liebesangelegenheit sein werde, erfüllte sich nicht.

Und doch lastete und ärgerte sie in übermüthiger Schelmerei öfter gegen ihn über seine Freundschaftsflüchten, neckte ihn mit seinen Sorgen und ersten Bedenken, wegen ihres Glückes und zeigte sich so sicher und voll Hoffnung auf ein Wiedersehen, daß er sie gar nicht begriff und mit wirklicher Angst das Wachen seiner Leidenschaft beobachtete.

Das sie sich darüber wußte, er sie wollte ihm öfter Gräße mit, aber nach und nach entstand die Angst in ihm, daß das Paar sich nicht ohne ihre Hilfe heimlich sehe.

Die Prinzess hatte die alte Gräfin Rosenstein, deren Klage über Vernachlässigung Trautmann ihr mitgeteilt, gleich darauf beauftragt; sie fuhr jetzt öfter hin und nahm Trautmann sogar zweimal mit, aber nichts gab ihm Veranlassung, aus dem Verleze der Damen einen Schluß auf ihre besondere Vertrautheit zu ziehen.

Da erzählte ihm Witzgel bald darauf, Gräfin Rosenstein habe Besuch von ihrem jungen Verwandten gehabt, und ohne zu wissen warum, ließ Trautmann sofort der Argwohn durch den Sinn.

Nichtig, die Personalbeschreibung stimmte auf's Haar! Nichtig, die Prinzess war gerade an jenem Tage bei der alten Dame; sie kam damals allein, weil ihre Hofdame sich nicht wohl befuhr, blieb sehr lange und Witzgel sah das Paar gegen Abend plaudernd in dem der Gräfin durch seine Güte reservirten Garten auf und ab gehen.

„Warum interessiert Sie die Sache so?“ Sie machen ja ein ganz betroffenes Gesicht?“ fragte Witzgel ihn dann überrascht.

Trautmann schwieg und sein Wirth verfolgte die Sache nicht weiter.

„Haben Sie den Herrn kennen gelernt?“ fragte der Erstere dann.

„Zeit mich die Gräfin zweimal abweisen ließ, war ich nicht wieder driten und Sie werden begreifen, daß ich vermied, die alte Dame durch ein Begegnen an meine Existenz zu erntern,“ sagte er.

Er machte gegen Trautmann gar kein Hehl daraus, daß ihn die Vernachlässigung und Kälte seiner Bekannten immer tiefer verstimmt.



„Es besuchen mich nur noch einzelne der Herren; die Damen sehen zum Theil über mich weg!“ bekannte er gähnend.

Und als er eines Tages verübt hatte, Ulla von Truhn ein Körbchen der auerleinsten Firnisse auf die Veranda zu stellen — er selbst hatte sie bei Tagesgrauen hingetragen, — da blieben die Firnisse tagelang dort unberührt stehen und verderben.

Er war es nicht, der Trautmann diesen neuen Mißerfolg erzählte. Auch Ulla, welche dieser furchtbar schüchtern und mit Schreden sehr verführten, redete ihm nicht davon; der Truhn'sche Diener hatte die Geschichte ausgeplaudert, und als der Barbier dann eines Morgens zum Kästern kam, war dies seine neueste Neuigkeit; nur wußte man den Namen des Gebers nicht und vermuthete Trautmann in ihm.

Tagelang schon erwartete man nun jeden Augenblick die Todesnachricht aus der Villa; endlich kam sie. Es war, als bräute sie allen eine Erleichterung, nur die Tochter des ungeliebten, glücklichen Mannes wurde davon, wie wenn sie im Herzen nie daran geglaubt hätte, völlig zu Boden geschmettert. Sie liebte ihn trotz allem mit der ganzen Liebe eines Kindes und einer stürzlichen, aufopfernden Pflegerin.

So berichtigte die barmherzige Schwester ein Trautmann, der bis zu Oskar's Ankunft die so peinlichen ersten Anordnungen übernahm, bei welchen Ulla unthätig blieb.

Der Arzt hatte sie ein Verabreichungsmittel nehmen lassen, sie schielte in äußerster Erschöpfung der Kräfte. — „Einfach, aber mit allen Ehren zu befehlen!“ lautete die telegraphische herzogliche Ordre.

Und wo ein Würrer unter der ärmern Bevölkerung der Stadt darüber laut wurde, — denn des Verstorbenen Unbeliebtheit war diesen Leuten gegenüber eine nur zu begründete — da ließ es von anderer Seite beruhigen: „Was geht es uns und gar den Herzog an, daß er sein eigen Geld verthan? Und ist weiter etwas zu beweisen? Und sind nicht der Sohn und die Tochter genug zu besorgen?“

Ja, das gab man bereitwillig zu; es trat jetzt mehr als früher hervor, daß der Rentenanwältler war als die zurückhaltende Tochter, deren Vereinnahmung man immer wieder auf Hochmuth zurückführte.

Mit tieferer Fein erfuhr Trautmann jetzt von der Dienerin, daß die Aermste, um nur bei niemand bitten zu müssen, in diesen Wochen heimlich alle Wertvolle, gewiß zu den geringsten Preisen, verkauft hatte.

„Und es kamen ja auch so oft Rechnungen,“ meinte das treue Geschöpf. „Wenn ich eben meinte, nun hätte sie ein paar Thaler, dann mußte ich sehen, wie sie es den Wahnern hingab. Und man durfte gar nicht so thun, als ob man ihre Verlegenheit merkte, aber daß die Scabich, die Althändlerin, so viel kam und ging, sah man doch, und auch wie das arme gnädige Fräulein sich bekümmerte.“

Was konnte man thun in dieser Noth? Beide Geschwister wiesen mit krankhafter Empfindlichkeit alle Hilfe zurück.

Zwar ging das Begräbniß aus des Herzogs Kosten — aber dann? Was dann?

Oskar von Truhn kam in der folgenden Nacht.

„Ich habe alles verkauft, was ich hatte; es war eine Art Sport bei uns, allerlei Kunstartikel zum Schmutz der Wohnung zc. anzuschaffen; ich that natürlich mit; nun hat mir der Althändler 1000 Mark gegeben, es hat vielleicht fünfmal so viel gekostet, aber ich brauchte Geld und war froh, es so zu bekommen,“ erzählte er Trautmann, der ihn von der Bahn abholte.

In seiner Bärtlichkeit für die Schwester und ihrer Lage gedenkend, hatte er ihr einen Traueranzug mitgebracht. Dem wohlbekannten Offizier hatte man die kostbarsten Stoffe aufgeschwatzt. Ulla rührte die Hände heimlich, als sie diese unheimliche Verschwendung sah, aber sie fand nicht den Muth, ihrem Bruder etwas davon zu sagen, und doch schämte sie

sich dieses Luxus vor Trautmann, der jedoch ebenso wenig davon verstand wie Oskar, und der nur tief ergrißen ihre bleichen, verhärmten Wangen und die trostlosen braunen Augen sah.

Sie hatte ihm ein Weib das Herz so erschüttert, wie sie es abmuthlos durch ihren Kummer that.

Sie dankte ihm mit Wärme, aber ohne viele Worte, und als sie dann am Abend im Dämmerlichte zusammensaßen, da sprach sie wieder, wie schon einmal, von ihrer Eltern Glückseligkeit und rührte beide junge Männer tief durch diese wortarme und doch so tief durchdrachte Bredseligkeit.

Ihr war die Empfindung ihrer Jugend nie gekommen, noch weniger etwas die Jugendluft.

Ach, wenn sie doch blicken könnte wie Jüdes! Wenn sie das Leben so leicht zu nehmen wüßte! wünschte er ihr. Und doch hätte er sie nur so, wie sie einmal war, sich denken können.

In früher Morgenstunde fand das ferliche Begräbniß statt. Alles, was mit dem „Opf“ in Verbindung stand, nahm durch reiche Blumenpenden oder als Begräbnißgeselge theil daran.

Der beliebteste Mann in Tristleben hätte nicht mehr, „Ehren“ haben können.

Die Gräfin Gerbersdorff war während dieser Stunde bei Ulla, wie denn auch die Prinzessin dem verwaisnen Mädchen aufrichtige Theilnahme bewies.

Und dann blieben Schwester und Bruder allein; allein, um ihre Lage zu überdenken, und selbst Trautmann wagte nicht, dieses Zusammensein zu stören.

Tags darauf mußte Oskar von Truhn plötzlich in aller Eile abreißen.

Der alte Direktor an einer korrigenden-Anstalt wünschte, in den Ruhestand zu treten, die Stelle mußte neu besetzt werden, — der Herzog beabsichtigte, sie Truhn zuzuwenden; er wurde dann sofort an Ort und Stelle bleiben, um einen Vorbereitungsdienst anzutreten. Aber er sollte erst selbst sehen, ob er sich für die letztere entscheiden konnte.

Wie weit ab lag dieser neue Lebensabschnitt von dem glänzenden Leben eines Kürassier-Offiziers.

„Aber man giebt mir die Möglichkeit, meine Schwester und mich zu erhalten,“ sagte er.

Eine Hofdamenstelle war nicht frei. „Vorläufig paßt Ulla auch nicht an den Hof, wo jeder die Pflicht hat, sich den höchsten Herrschaften angenehm zu machen. Sie soll erst ausbleiben — dann ist es Zeit, sie sichtlich zu verzeihen!“ sagte die Prinzessin und hatte täglich neue Beweise ihrer Theilnahme für die Trauernde.

Dieser blieb die Aufgabe, den väterlichen Haushalt vollends aufzulösen; der ihr auf ein Vierteljahr noch zukommende Gehalt ihres Vaters machte sie wenigstens um ihren Unterhalt sorgenfrei.

In diese Zeit fiel auch eine neue Erkrankung des noch immer abwesenden Gerichts Rathes; Trautmann sah dadurch seinen Aufenthalt in Tristleben auf unbestimmte Zeit verlängert, und als ihm der Vandrath, der eben die Ferienzeit antrat, dazu mit lächelnder Genugthuung fondolirte, fühlte er mit einem gewissen Erstaunen, daß er an einen Wunsch, das kleine Nest zu verlassen, vorher so wenig wie jetzt ernstlich gedacht hatte.

Er kam ja auch gar nicht dazu, über sich selbst nachzudenken; auch heute nicht.

Und als ihm dann klar wurde, wie merkwürdig schnell er sich für die neuen Freunde erwärmt hatte, wie tief ihn das Schicksal derselben berührte und wie die einzelnen doch wieder so wenig Gleichartiges hatten, sondern sich eigentlich alle schroff gegenüber standen, auch da fiel ihm gar nicht ein, in seinen Forderungen weiter zu gehen, denn es zog ihn zu Jüdes, die geskern die Nachrich erhalten, daß ihr Prozeß in zweiter Instanz verloren sei. (Fortf. folgt.)

„Nun hat er genug, ich den“, die Mäden sind ihm für alle Zeit vergangen,“ meinte der Schmied zu dem Geiellen, der schredensbleich der Scene zugehört hatte und dem Meister nicht entgegenzutreten wagte. Dieser nahm nun mit Gelassenheit den Küchleimer und wusch dem ohnmächtigen Ritter den Schmutz über den Kopf, worauf der junge von der Kohl wieder zum Leben erwachte und sich stark umblühte.

„Was hast du mir nun zu sagen?“ frug der Schmied drohend.

„Ich will mich bessern und es mein Leben lang nicht mehr thun,“ stammelte er schluchzend.

Seit der Stunde hatte Ritter etwas fernen gelernt, das er vornehm nicht kannte, nämlich das Gefühl der Angst. Einige Tage war er mehr todt als lebendig, doch mußte er mit den zerschlagenen Gliedern wacker arbeiten. Das brach seinen Trost vollständig.

Zwar fühlte er sich tief unglücklich und öfter dachte er daran, ob es nicht zweckmäßiger für ihn sei, den Kopf ins Kühlen zu stecken, bis alle Aual ein Ende hätte, aber er überlegte sich die Sache doch noch einmal, und als ihm der Meister gar gestattete, eine junge Eilster anzuziehen und ihr das Generalstumpfwort des Vergählens: „Du Donnerkehl!“ (Donnerkehl) und den Anfang des schönen Weibes: „Mir soll mein es verlangen, wot der Drecks ist!“ (acht, besträubend, da verhöste er sich nach und nach mit seinem Kops und ward schließlich sich schlechterer Verführ, als andere auch.

Dem Waldhüter gereichte es zur Genugthuung, daß er der Mariftein in ihrem schweren Dasein durch sein Vermitteln einen so guten Dienst geleistet hatte. Der Ritter war ja nun firtirt, aber auf das Weien der Etina wußte er sich keinen Reim zu machen. Das Mädchen schien ihn zu hoffen. Mehrmals hatte er sie am Sonntag morgens in seiner Wohnung getroffen, wenn sie bei paar Stände Wägelwäde ablieferete. Dann hatte sie auf seine gutwilligen Fragen, was die Mutter mache und begleiende, seine kurzweilige Antwort, und da er ihr eini einen Grodchen mehr gab, als sie für die Wäde zu fordern hatte, schoß sie ihn schnell zurück und sagte: „Ich mag nicht gekostet von Euch, weder Geld noch sonst was. Am mich braucht Ihr Euch überhaupt nicht zu kümmern. Adios!“

„S'ist eine von der von der Kohls Art,“ sagte der ein-tretende Holzbauer Karl und paffte seinen schlechten Wäzler vor sich hin; und Henfels lachte und meinte: „Ja, sanft ist die nicht und sie hat's hinter den Ohren, so jung sie auch noch ist.“

Anwäzlichen war Joch und Tag dahingegangen. In einem Sonntag Morgen war es, als der Waldhüter mit feierlicher Würde aus der Kirche zurückkehrte, das grobe schwarze Geadguch mit dem schweifeligen Schnitt unter dem Arme. Er hatte sich das Kirchengeld beibehalten seit der Zeit, da er in Duffeldorf noch seine Korperverpflichtung Sonntag morgens in das Gotteshaus führen mußte.

Es war ein wonniger Frühlingstag, und wie die Glocken weit und breit läuteten, hier noch ganz nahe, daß man mit ihren Klängen zugleich das leise Wägen des wackeligen Glöckchenhüles im altersschwachen Dachreiter vernahm, dort binn und überu über den Wald hin, und wie auf Wegen und Stegen die lauber gepulzten Leute, auch meist mit den Geadgüchern versehen, einherwanderten, da wurde es Henfels ganz eigen zu Sinn und ordentlich andächtig im Gemüthe.

In der Kirche hatte er sich freilich in andere Gedanken verloren. Er hatte sich ein wenig nach den jungen Kirchgängern umgesehen, was ihm schon insofern seine Schwierigkeiten bot, da sich manche von ihnen ziemlich breit nach ihm umgewandt hatten, denn es ging die Rede, daß er mit seinem blonden starken Vollbart und seinen scharfen grauen Augen ein hübscher Mann sei, wozu noch kam, daß er heut keine schmutze, grün gefärbte Lodenjoppe angezogen hatte. Er mußte sich sagen, daß die bergischen Mädchen doch recht begehrenswürdig seien, schauk und sein gewadene Jumeit. Aber eins löbte ihn bei diesen Betrachtungen, der Gedanke, daß die Webrzähl von ihnen in die Praktik oder gar in die Schlichtstunde bedürftige Hosen über ihre Kleider, daß sie wie unheimliche, ungeschickte Wamsbäder erdienen. Was aber das Schlimmste war, sie hatten es den Schleiern nach in Dreifigkeit und stehen Neben, verschmähen auch wohl den Juchel nicht, denn der Staub von Schleifern, der sich in den Holz setze, föhne nur durch Schnaps heruntergepült werden; das ist die unter dem bergischen Schleiervolk ziemlich verbreitete, lasterhafte Ansicht.

Als Henfels nun den Ort hinter sich hatte und auf steinigem Pfade über armen Hadeland dem Walde zustrebte, da waren ihm solche Gedanken längst vergangen; er dachte jetzt überhaupt an nichts, sondern empfand nur die Wärme des Sonntagmorgens und die Wärme des schönen Tages. Zur Mauer Himmelshöhe stiegen jubelnd die Vögel empor, als wollten sie sich auf die dünnen, weißen Wäzchen schwingen, die drohen schwammen. Falter gaukelten über das Gebüde und Bienen und Käfer summteten rings umher. Und dies Getöse zusammen mit dem Hall noher und ferner Kirchenglocken fand ein lebendiges Echo in der Brust

des schlechten Mannes. Wie träumend ging er dahin, des Weges nicht achtend, und unwillkürlich lenkten seine Schritte leiblich in den Wald hinein. Hierliche Wäzen flanden da und weiten im linden Windhauch mit dem zarten grünen Schleiervortz kaum belaubten Geästes. Dann kam verknüppeltes, moosumwadenes Fiechengebüsch, vermischt mit säßen Jagdeubenschüden, alles thorrig und struppig, denn auf dem feuchten Boden und auf der rauhen Hüh' war kein reiches Fortkommen für sie, während sich das Habes und Weislerbeerkraut am Boden besser befaud. Aber alles blühte, duftete und grünte und feute sich des Maies.

Wie nun der Waldhüter so sumend dahinschritt, in vernahm er plötzlich ganz nahe einen lieblichen Gesang, der in feiner höchsten Volkshöhe gleichsam der Dornstreuende der Natur ringsum einen bewegten Ausdruck beifich. Er blieb stehen und horchte.

Es hielt in Wäst der Sagedorn, — Nach langen Wäntersmüh'n! Naucht nun bezeit der Wäfenborn, Und Mänteladen blüht'n.

Ueber den Hüben und über dem Wald Wäst es sich golden und blau, Und es funfelt der Morgenhauch, Morgenhauch! Noch in den Gräßen der Au.

Schwarzblättern auf dem Wäfenraut, Wie magst du doch so schön, Sag mir, wo du dein Wästen hast, Das magst' ich gerne seh'n!

Noch auf den Bergen und drunten im Thal Alles in festlichem Kleid, Herzden, mein Herz, es ist Frühlingzeit. — Frühlingzeit! Jubelt es nahe und weit.

Vorsichtig ging er der Stimme nach und dann sah er am Rande einer kleinen, wild unbedeutend Wäung ein junges Mädchen, das dort auf einem großen Steine saß, die vom Wolfe als Ferkelweib der alten Wäden bezeichnet werden. Er trat, von dichten Sträuchern verdeckt, näher und erkannte in der Sängerin die Tochter der Frau von der Kohl, die Etina.

Über das sie so schön sei, das hatte er nie gesehen und er flarrte sie eine Weile an, gleich als erblicke er eine wunderbare Waldfee. Und so sah sie aus, wie sie dort auf dem Steine saß.

Eine Fiechte ihres schweren dunklen Saars war ihr herabgefallen und hatte sich aufgelöst; das Haupt halb seitwärts neigend und immer noch leise singend, war Etina mit finsten Bürgern beschäftigt, die viele Naarstränge wieder zu flechten. Hinter ihr befand sich ein dichter, grüner Strauch, von dem sich ihre schlanken Gestalt plattlich abhob. Ihre Füße, die in graubraun angelegten Holzschuhen steckten, waren halb von Gras und Weislerbeerkraut verdeckt, und neben ihr, zu beiden Seiten des Steins, standen üppige Waldrautentanden, die ihre rüchlichen Soden ihr entgegen zu neigen schienen. Eine ganze Weile blieb Henfels wie gebannt stehen und schaute auf dies liebliche Waldbild. Da bemerkte er neben dem Mädchen im Grabe einen braunen Korb, in dem Wäde zu sein schien und ahmend, daß dies die feine sei und daß sie ihm Etina zutragen wolle, trat er nun unbesonnen näher und wünschte ihr einen guten Morgen.

Korb überhört, halb verlegen blickte sie auf und er sah mit neuem Erstaunen, daß ihr Auge von einem wunderbar weichen, warmen Sammtbraun war, fast so, wie der Sünzels auf den Flügeln des Tagpapruenannes.

„Gut Morgen,“ entgegnete sie und sagte dann schnell, als wolle sie sich über eine kleine Verlegenheit fortbellen: „Ich bin auf dem Wege zu Eurer Wohnung, wollte Euch die Wäde bringen.“

Er setzte sich auf die andere Seite des großen Steines und meinte: „Nun, das muß ich sagen, du n'beunennest Weg hast du nicht gerade ausgeht. Wäst ja erdentlich durch den Wald und das Gestein frieden, wenn du auf diesem Wege zu mir zu willst; und noch dazu in Wädchen (Holzschuhen).“

„Wädchen kosten zehn Grodchen, Schwie einen Thaler. Gehst Euch das in den Kopf?“ sagte sie auffahrend.

„Ihr müßt's halt zusammenhalten,“ entgegnete er mit einem gewissen Wädchen in der Stimme.

„Schwie hab ich auch, aber sie sind beim Schuster und nicht rechtzeitig fertig geworden zum Sonntag; und was Ihr da meint von dem Wege, nun, Ihr wäst's ja, die von der Kohl's machen sich gern im Wäde zu ihm.“

Das argerte sie.

„Ihr Geiztheit bereite ichm Vergnügen.“

„Ist den von der Kohl's aber nicht gut bekommen, das Verumstropfen im Wäde,“ meinte er lächelnd.

Da fühlte sie wiederum sorgig in die Höhe: „Ja, der Vater ist fort und der Ritter hat Ihr auch durch den Sorquitt gebudt. Aber das sag ich Euch, wenn ich ein Junge war, wäst selbter Ihr die Sache nicht verleben.“

„Glaub's schon, Etina; du hast auch deine Mäden, bist aber von Herzen ein ganz gutes Mädchen. Wäst ja auch deiner Mutter brav.“

(Fortf. folgt.)

Die von der Kohls.

Eine Waldgeschichte aus dem Bergischen von Schute vom Wästf.

3] Nach einer halben Minute schon vermochte der nicht mehr zu schreien, er rüchelte nur noch und als ihn dann der Schmied losließ, doch immer noch auf sich einbauend, da froh er winkelnd über den Boden, umklammerte die Arme des Meisters, fuhr dann, von neuen Stieben getroffen, empor, sprang wie toll bald in die

eine Ecke, bald in die andere, strebte die Wände hinan, fuhr unter den Wäsebalg und warf sich endlich neben dem Ambo auf den Rücken nieder.

„Jetzt — jetzt schlägt mich todt,“ rüchelte er und rührte sich nicht mehr.

